

Die Elenden



Victor Hugo

Null Papier

Victor Hugo

Die Elenden - Les Misérables

Überarbeitung der Erstübersetzung

Victor Hugo

Die Elenden – Les Misérables

Überarbeitung der Erstübersetzung

Überarbeitung und Korrekturen: Null Papier Verlag

Übersetzung: Jürgen Schulze

Published by Null Papier Verlag, Deutschland

Copyright © 2018 by Null Papier Verlag

3. Auflage, ISBN 978-3-954185-63-4

www.null-papier.de/hugo

Das hier veröffentlichte Werk ist eine kommentierte, überarbeitete und digitalisierte Fassung und unterliegt somit dem Urheberrecht. Verstöße werden juristisch verfolgt. Eine Veröffentlichung, Vervielfältigung oder sonstige Verwertung ohne Genehmigung des Verlages ist ausdrücklich untersagt.

N U L L
—
NP
—
P A P I E R
null-papier.de/katalog

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| Über dieses Buch | 3 |
| Über den Autor | 5 |
| Über diese Fassung | 11 |
| Erster Teil – Fantine | 13 |
| Erstes Buch. Ein Gerechter | 14 |
| Zweites Buch. Der Fehltritt | 111 |
| Drittes Buch. Im Jahre 1817 | 198 |
| Viertes Buch. In schlechten Händen | 239 |
| Fünftes Buch. Dem Abgrund zu | 260 |
| Sechstes Buch. Javert | 326 |
| Siebentes Buch. Der Fall Champmathieu | 346 |
| Achstes Buch. Der Rückschlag | 455 |
| Zweiter Teil – Cosette | 484 |
| Erstes Buch. Waterloo | 485 |
| Zweites Buch. Der Orion | 557 |
| Drittes Buch. Das eingelöste Versprechen | 577 |
| Viertes Buch. Das Gorbeausche Haus | 654 |
| Fünftes Buch. Eine stumme Meute | 670 |
| Sechstes Buch. Das Kloster Petit-Picpus | 707 |
| Siebentes Buch. Eine Parenthese | 737 |
| Achstes Buch. Die Kirchhöfe nehmen, was man ihnen gibt | 754 |
| Dritter Teil – Marius | 829 |
| Erstes Buch. Ein Atom von Paris | 830 |
| Zweites Buch. Ein Mann von altem Schrot und Korn | 851 |
| Drittes Buch. Großvater und Enkel | 864 |
| Viertes Buch. Die Freunde des A-B-C | 908 |
| Fünftes Buch. Die Vorteile des Unglücks | 939 |

| | |
|--|------|
| Sechstes Buch. Die Zusammenkunft zweier Sterne | 970 |
| Siebentes Buch. Patron-Minette | 999 |
| Achtes Buch. Der böse Arme | 1011 |
| Vierter Teil – Eine Idylle und eine Epopöe | 1129 |
| Erstes Buch. Ein wenig Geschichte | 1130 |
| Zweites Buch. Eponine | 1179 |
| Drittes Buch. In der Rue Plumet | 1205 |
| Viertes Buch. Hilfe, die von unten ausgeht und von oben ankommt | 1257 |
| Fünftes Buch. Schlechter Anfang, gutes Ende | 1272 |
| Sechstes Buch. Der kleine Gavroche | 1298 |
| Siebentes Buch. Die Gaunersprache | 1351 |
| Achtes Buch. Freud und Leid | 1373 |
| Neuntes Buch. Wohin? | 1426 |
| Zehntes Buch. Am 5. Juni 1832 | 1438 |
| Elftes Buch. Eine Winzigkeit, die sich mit dem Orkan verbrüdert | 1475 |
| Zwölftes Buch. Corinthe | 1493 |
| Dreizehntes Buch. Marius unter den Insurgenten | 1531 |
| Vierzehntes Buch. Die Großtaten der Verzweiflung | 1542 |
| Fünfzehntes Buch. Die Rue de l' Homme-Armé | 1565 |
| Fünfter Teil – Jean Valjean | 1587 |
| Erstes Buch. Eine Schlacht zwischen vier Wänden | 1588 |
| Zweites Buch. Das Innere des Lewiathan | 1707 |
| Drittes Buch. In den Regionen des Kots | 1738 |
| Viertes Buch. Javert gerät aus seinem Geleise | 1810 |
| Fünftes Buch. Enkel und Großvater | 1833 |

| | |
|---|------|
| Sechstes Buch. Eine schlaflose Nacht | 1889 |
| Siebentes Buch. Der letzte Tropfen des Kelches | 1931 |
| Achtes Buch. Es nachtet schwärzer | 1973 |
| Neuntes Buch. Durch Nacht zum Licht | 1995 |
| Nachtrag | 2053 |

Danke

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Mein Verlag zahlt seine Steuern in Deutschland – mehr Informationen unter:

null-papier.de/steuern

Ihr
Jürgen Schulze

Newsletter abonnieren

Der Newsletter informiert Sie über:

- die Neuerscheinungen aus dem Programm
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

<https://null-papier.de/newsletter>

Über dieses Buch

Victor Hugo beendete dieses Meisterwerk, das zu den wichtigsten Werken der französischen Literatur gehört, im Jahre 1862, als er im Exil weilte. Es schildert das bedrückende Dasein der Unterschicht, der Elenden, der Verzweifelten, der Menschen, denen man selbst eine zweite Chance verwehrt.

Der Roman trug durch seine Themen- und Sprachwahl wesentlich zur Herausbildung der realistischen Literatur im 19. Jahrhundert bei. Kein anderer Autor von Weltrang hatte es zuvor gewagt, in seinen Texten zu fluchen oder die Lebensumstände der Geschundenen so drastisch darzustellen.

Hauptperson ist der Ex-Häftling Jean Valjean, der es dank eines mildtätigen Bischofs schafft, in eine normale und sogar erfolgreiche Existenz zurückzukehren. In seiner neuen Identität setzt er alles daran, die todkranke Arbeiterin Fantine und deren kleine Tochter Cosette zu retten. Doch holt ihn seine Vergangenheit ein; der Polizeiinspektor Javert lässt ihn nicht in Frieden, er will Valjean unbedingt wieder hinter Gittern sehen.

Dieses Geschehen bildet den Rahmen für zahlreiche Nebenhandlungen und ausführliche Schilderungen der damaligen Missstände, mit einem Detailreichtum, wie es in der europäischen Literatur sonst nur Charles Dickens vermochte.

„Die Elenden ist ein Buch der Nächstenliebe, ein aufpeitschender Mahnruf an eine selbstgefällige Gesellschaft, die sich nicht um die ewigen Gebote der Brüderlichkeit kümmert.“ (Charles Baudelaire)

Der Stoff war Grundlage für zahlreiche Verfilmungen, verschiedene Theaterstücke und ein Musical, die letzte Adaption erblickte 2012 mit Hugh Jackman in der Rolle des Valjean und Russell Crowe als Inspektor Javert das Licht der Welt.

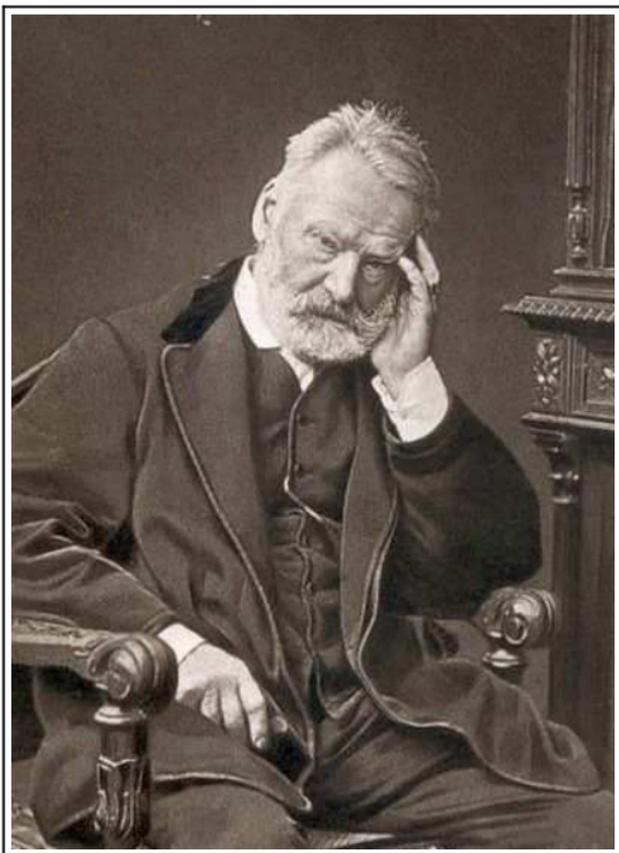
»Die Entlassung bedeutete noch nicht die Freiheit. Kommt man aus dem Zuchthaus heraus, so hat man damit noch nicht die Verurteilung abgeschüttelt.«

Über den Autor

Die Folgen der Revolution beschäftigen Frankreich, als Victor Hugo am 26. Februar 1802 in Besançon geboren wird, zwei Jahre, zwei Monate und zwei Tage nach der Verabschiedung der Konsulatsverfassung, die Napoleon Bonaparte praktisch zum rechtmäßigen Alleinherrscher aller Franzosen bestimmte.

Der junge Royalist

In dieser gesellschaftspolitisch aufgeladenen Atmosphäre wächst der jüngste Sohn von Sophie Trébuchet und General Joseph Léopold Sigisbert Hugo auf. Prägende Kindheitserfahrungen dürften sowohl das unharmonische Verhältnis der Eltern sein als auch das Fehlen fester Bezugspersonen, weil Vater Hugo selten daheim ist und die Mutter ihr Herz einem anderen Mann schenkt.



Victor Hugo

Victor beteiligt sich früh an Dichterwettbewerben und gründet als Jugendlicher eine royalistische Literaturzeitschrift, die er gemeinsam mit seinen Brüdern betreibt. Zu jener Zeit, im Alter von 17 Jahren, nimmt er ein Jurastudium in Paris auf, wo er gleichzeitig Zutritt zu den städtischen Literaturkreisen findet. Im Jahr 1820 erhält er seine erste Gratifikation für die „Ode sur la mort du duc de Berry“. Zwei Jahre später erscheint sein erster Gedichtband, dessen vollkommen royalistische Haltung ihm eine jährliche Pension von 1000 Francs einbringt.

Literat und Politiker

Seine literarischen Erfolge sind groß genug, um dem hoffnungsfrohen Schriftsteller ein bescheidenes Auskommen zu ermöglichen. Privat sind die frühen 1820er Jahre eine Zeit des Erwachsenwerdens, als Victor Hugo die junge Adèle Foucher zur Frau nimmt. Sie schenkt ihm fünf Kinder, von denen nur die jüngste Tochter ihren Vater überleben wird.

Mit Glück und Unglück der Familie geht der literarische Aufstieg Hugos einher, dem es gelingt, seinen Lieben eine vorerst genügsame Existenz zu erarbeiten, als er für sein 1823 veröffentlichtes Romandebüt „Han d'Islande“ Bezüge von jährlich 2000 Francs bekommt. Im folgenden Jahr kündigen sich zarte Knospen eines Gesinnungswandels an, als er in den Kreis der Romantiker um Charles Nodier aufgenommen wird. Noch bleibt Hugo der Royalist, als der er aufgewachsen ist, ab 1826 vollzieht er einen radikal erscheinenden Gesinnungswandel zum Liberalen. Schon ab 1827 gilt Victor Hugo als maßgeblich für die romantische Literatur, zwei Jahre später erscheinen seine zunächst gemäßigten, später eindeutig regimekritischen Romane und Dramen.

Das Jahr 1833 kennzeichnet einen neuen Lebensabschnitt Hugos, als die Schauspielerin Juliette Drouet zu seinem neuen privaten Glück wird. Spätestens seit 1838 ist der Schriftsteller ein wohlhabender Mann, denn ein Verlag erwirbt für eine stattliche Summe sämtliche Rechte an Hugos Werken. Fünf Jahre später wird der Autor zum Mitglied der Académie française gewählt, 1845 schließlich ernennt ihn „Bürgerkönig“ Louis-Philippe zum Pair.

Seine Kollegen im Oberhaus verunsichert der Autor durch liberale Stellungnahmen, die von einem konservativen Abgeordneten in dieser Weise nicht zu erwarten sind.

Sein unabhängiges Denken trägt ihm im Jahr 1852 Verhaftung und anschließende Verbannung ein, als er gegen den Staatsstreich Bonapartes demonstriert. Sein Exil in Saint Peter Port nutzt der missliebige Schriftsteller, um „Napoléon le Petit“ aus der Ferne zu attackieren und um sozialkritische Schriften zu verfassen. Im Jahr 1871, Napoléon III. ist gestürzt und die Dritte Republik ausgerufen, kehrt Hugo nach Paris zurück, wo er 1876 in den Senat gewählt wird. Als er 1885 stirbt, ist der leidenschaftliche Literat und Homo politicus eine intellektuelle Institution Frankreichs. Victor Hugo wird in der zum Panthéon umgewidmeten Kirche der Heiligen Genoveva in einem Ehrengrab beigesetzt.

Bedeutung und Schaffen des Monsieur Hugo

Die Trauer der Franzosen um ihren Nationalschriftsteller – seine Bedeutung ist mit derjenigen Goethes für Deutschland vergleichbar – war enorm, das Bedürfnis überwältigend, ihn angemessen zu ehren. Die Pariser Kirche St. Genoveva war bereits während der Revolutionsjahre zum Panthéon umgewidmet, später erneut geweiht und nun, anlässlich Hugos Bestattung, wieder zur Ehrenhalle ernannt worden. Der Autor war nach einem Schlaganfall im Jahr 1878 weniger aktiv gewesen als zuvor, dennoch galt er zum Zeitpunkt seines Todes als lebende Le-

gende, als eine der bedeutsamsten Berühmtheiten seiner Zeit.

Das lag selbstverständlich an seinem mutigen politischen Engagement einerseits, andererseits besaß Hugo gewaltigen kulturellen Einfluss: In den späten 1820er Jahren, als er stilistisch und politisch gewissermaßen erwachte, prägte er sowohl Theater als auch Literatur der Romantik, als deren Kopf er seit 1827 galt. Unter anderem löste sein Stück „Hernani“ bei der Premiere im Jahr 1830, heftige Auseinandersetzungen im Publikum aus.

Eines der bekanntesten Werke Hugos ist der im folgenden Jahr veröffentlichte historische Roman „Notre-Dame de Paris“ (Der Glöckner von Notre-Dame), der viel mehr ist als das heute häufig aufgegriffene Liebesdrama um den verkrüppelten Quasimodo und seine schöne Esmeralda. Bei der unglücklichen Verehrung Quasimodos für die angebliche Zigeunerin handelt es sich lediglich um einen der vielen Handlungsstränge, die Hugo erst am Ende zusammenführt. Das Buch ist gleichermaßen sozial- und regimekritisch; darüber hinaus spricht es kulturelle Werte an, die seinerzeit kaum Beachtung fanden, indem es sich beispielsweise für den Erhalt historischer Bausubstanz einsetzt. Der Roman stieß bereits kurz nach Erscheinen auf außerordentlichen Anklang, Schriftstellerkollegen würdigten ihn als epochal – Lamartine erklärte Hugo gar zum „Shakespeare des Romans“.

Wie kein Zweiter verstand es Victor Hugo, dieser zutiefst politische Literat, Privates mit Gesellschaftlichem zu verknüpfen. Auch in „Notre-Dame

de Paris“ schlägt sich sein persönliches Fühlen nieder, wenn er einen seiner Protagonisten ins Unglück stürzt, indem er ihn verheiratet: Der Autor selbst verlor seine erste Gattin an einen Freund und Schriftsteller-Kollegen, der Affäre stand er hilflos duldend gegenüber. Erst nachdem er seine neue Lebensgefährtin Juliette Drouet kennenlernte, wich die Bitterkeit wieder aus seinen Schriften.

Nach der Julirevolution von 1830 verfasste Hugo zunächst extrem kritische Werke. Nachdem er aber den „Bürgerkönig“ Louis-Philippe persönlich kennengelernt hatte, verlor sich diese Distanz vorerst. Anfangs musste der Literat damit leben, dass Stücke verboten wurden, „Le roi s'amuse“ (Der König amüsiert sich) aus dem Jahr 1832 beispielsweise. Die weniger aufrührerischen oder gänzlich unkritischen Werke der folgenden Jahre, „Lucrece Borgia“, „Marie Tudor“, „Angelo“ und „Ruy Blas“ wurden hingegen öffentlich goutiert. Gleichzeitig schrieb Hugo mehrere Gedichtbände, in denen sich nicht selten Persönliches niederschlug. Das änderte sich ab 1848 und während der Jahre des Exils auf Jersey und Guernsey, denn hier entstanden sowohl bissige politische Gedichte als auch das im Jahr 1862 vollendete „Les Misérables“ (Die Elenden), woran der Autor bereits seit 1847 gearbeitet hatte. In gewisser Weise fließen in diesem Buch die Persönlichkeitsanteile des großen Franzosen wie in einem Schmelztiegel ineinander: sein kritischer Verstand, seine Urteilskraft und seine Fähigkeit zur Anteilnahme.

Über diese Fassung

Zwei dicke Bände, mit zusammen mehr als 1500 Seiten in Frakturschrift, um 1910 erstmalig veröffentlicht, formten die erste Veröffentlichung von *Die Elenden* auf dem deutschen Markt.

Natürlich kann man diese Originalübersetzung nicht ohne Überarbeitung veröffentlichen, zu schwer, zu holperig wäre der Lesegenuss. Daher habe ich es mir erlaubt, den Text einem Deutsch anzupassen, wie es ein heutiger Leser erwarten darf.

»Rhätsel« wird zu »Rätsel«, »Capitel« zu »Kapitel«, »Discussion« zu »Diskussion«. Dazu gibt es dutzende Korrekturen der direkten Rede oder der willkürlichen – zumindest für uns ungewohnten – Apostrophierung.

Als eine französische Geschichte, habe ich natürlich die geläufigsten Ausdrücke belassen: »Tricot« bleibt »Tricot«, wird nicht zu »Trikot«; ebenso überleben »Courtisane«, »Flacon«, »Couleur«, »Cousin« usw.

Aber manche missglückte Ur-Übersetzung wurde von mir korrigiert: Das »Büffet« wurde wieder zu dem auch in Deutschland gebräuchlichen »Buffet«.

Dazu kommen noch einige erklärende Fußnoten für *hübsche* Wörter, die ich einfach nicht ersetzen wollte, wie das anheimelnde »interpellieren« oder

der »Oheim«, der ja auch bei uns durch den profaneren »Onkel« ersetzt wird.

Wenn es Sie interessieren sollte, wie ein E-Book erzeugt wird, so können Sie hier eine kleine Geschichte aus meiner Werkstatt lesen: <http://null-papier.de/story>

Ich hoffe, Sie haben Freude an dieser Geschichte.

Jürgen Schulze

Fantine

So lange kraft der Gesetze und Sitten eine soziale Verdammnis existiert, die auf künstlichem Wege, inmitten einer hoch entwickelten Zivilisation, Höllen schafft und noch ein von Menschen gewolltes Fatum zu dem Schicksal, das von Gott kommt, hinzufügt; so lange die drei Probleme des Jahrhunderts, die Entartung des Mannes durch das Proletariat, die Entsittlichung des Weibes infolge materieller Not und die Verwahrlosung des Kindes, nicht gelöst sind; so lange in gewissen Regionen eine soziale Erstickung möglich sein wird, oder in anderen Worten und unter einem allgemeineren Gesichtspunkt betrachtet, so lange auf der Erde Unwissenheit und Elend bestehen werden, dürften Bücher wie dieses nicht unnütz und unnötig sein.

Erstes Buch. Ein Gerechter

I. Myriel

Im Jahre 1815 war Charles François Bienvenu Bischof von Digne. Er zählte damals fünfundsiebzig Jahre und hatte sein hohes Amt seit 1806 inne.

Letzterer Umstand steht eigentlich in keiner wesentlichen Beziehung zu dem Inhalt unserer Erzählung, aber vielleicht ist es nicht überflüssig, – wäre es auch nur der Genauigkeit wegen – hier zu berühren, was über ihn bei seiner Ankunft in der Diözese erzählt und gemutmaßt wurde. Was man von einem Menschen sagt, spielt ja, gleichviel ob es wahr oder falsch ist, in seinem Leben oft eine ebenso wichtige Rolle wie seine Taten und Handlungen. Myriel war der Sohn eines Parlamentsrats der Stadt Aix, gehörte also zu dem Beamtenadel. Man erzählte sich, sein Vater, der ihm sein Amt vererben wollte, habe ihn schon, als er erst achtzehn oder zwanzig Jahre alt war, verheiratet, wie dies bei dem Parlamentsadel gebräuchlich war. Trotz dieser Heirat hätte aber Charles Myriel viel von sich reden gemacht. Er war gut gewachsen, wenn auch von kleiner Statur, hielt sehr auf sein Äußeres, hatte feine Manieren und viel Geist und brachte den ersten Abschnitt seines Lebens mit weltlichen Zerstreungen und Liebesabenteuern hin.

Da brach die große Revolution von 1789 aus, und als bald wurden auch die Familien des Parlamentsadels in den Strudel hineingerissen und dezimiert,

aus dem Lande gejagt, verfolgt, auseinander gesprengt. Auch Charles Myriel emigrierte gleich zu Anfang der Revolution nach Italien. Hier starb seine Frau an einer Brustkrankheit, an der sie schon seit Jahren gelitten hatte. Kinder hatten sie nicht. War es der Zusammenbruch der alten Weltordnung, der Niedergang seiner Familie, die Dramen des Schreckensjahres 1793, die den Emigrierten aus der Ferne noch entsetzlicher erschienen als sie in Wirklichkeit waren, kurz, waren es die äußerlichen Umwälzungen, die ihn der Welt und ihren Freuden entfremdeten? Oder traf mitten in dem Strudel seiner Vergnügungen ihn persönlich ein Unglück, das die tiefsten Tiefen seines Herzens aufwühlte und seinem Denken eine andere Richtung wies? Diese Fragen wusste niemand zu beantworten; nur so viel stand fest, dass er, aus Italien zurückgekehrt, Priester war.

Im Jahre 1804 war Myriel Pfarrer von Brignolles, wo er ein sehr zurückgezogenes Leben führte. Zu dieser Zeit, kurz nach Napoleons Kaiserkrönung, kam er einmal behufs Erledigung eines Amtsgeschäftes nach Paris und musste unter anderem auch dem Kardinal Fesch seine Aufwartung machen. Während nun unser wackerer Pfarrer im Vorzimmer wartete, kam zufällig auch der Kaiser um den Kardinal, seinen Oheim,¹ zu besuchen. Ihm fiel ein gewisser Ausdruck von Neugierde auf, mit dem die Augen des Pfarrers ihm folgten, und, sich umwendend, fragte er barsch:

»Wer ist denn der gute Mann, der mich so an-

sieht?«

»Majestät, sagte Myriel, sehen einen guten, und ich einen großen Mann. Beide Teile können profitieren.«

Der Kaiser fragte nachher den Kardinal sofort nach dem Namen dieses Pfarrers, und kurze Zeit darauf erfuhr Myriel zu seiner großen Verwunderung, dass er auf den Bischofssitz von Digne berufen sei.

Im Übrigen wusste niemand, ob an den Gerüchten, die über Myriels Vorleben in Umlauf waren, etwas Wahres sei. Nur wenige hatten seine Familie gekannt.

Selbstredend ging es Myriel wie jedem Neuangekommenen in jeder Kleinstadt, wo jedermann einen Mund zum Reden, aber nur Wenige ein Hirn zum Denken haben. Er musste die Leute reden lassen, obgleich und weil er Bischof war. Was man sich über ihn erzählte, waren nur Reden, nur leeres Wortgeklingel, und als er neun Jahre in Digne residiert hatte, war all der Klatsch, der anfangs alle kleinen Geister in dieser kleinen Stadt in große Aufregung versetzt hatte, der Vergessenheit anheimgefallen. Niemand wagte mehr davon zu sprechen, niemand ihn zu gehässigen Zwecken auszubeuten.

Myriel brachte nach Digne ein altes Fräulein namens Baptistine, mit, die seine Schwester und zehn Jahre jünger war als er. Die ganze Dienerschaft der beiden Geschwister bestand in einer Magd desselben Alters wie Fräulein Baptistine, namens Frau Magloire, die ehemals nur die »Magd des Herrn Pfarrers« gewesen und nun zugleich als Kammerfrau

des Fräulein Baptistine und als Wirtschafterin Sr. Bischöflichen Gnaden fungierte.

Fräulein Baptistine war eine hoch gewachsene, blasse, hagere Dame von sanftem Wesen, eine Verkörperung alles dessen, was ein weibliches Wesen achtungswert macht; denn auf Ehrfurcht Anspruch machen darf jawohl nur das Weib, das Mutter ist. Hübsch war sie nie gewesen, aber da ihr ganzes Leben mit Werken frommer Liebestätigkeit ausgefüllt worden war, so war jetzt über ihre äußere Erscheinung eine Art lichter Klarheit ausgegossen, etwas, das man die Schönheit des Gemüts nennen kann. Was in ihrer Jugend Magerkeit gewesen, hatte sich jetzt zu engelhafter Durchsichtigkeit verklärt. Sie war mehr Seele noch als jungfräuliches Weib, gleichsam ein Schatten mit so viel Körper, dass man ihm noch ein Geschlecht beilegen konnte; ein wenig Stoff, der einen lichten Glanz einhüllte. Dazu große Augen, die sie immer zur Erde gesenkt hielt, als suche diese Seele einen Vorwand noch hienieden zu verweilen.

Frau Magloire war eine kleine, dicke Alte, die immer keuchte, weil sie sich im Hause tüchtig tummelte, und zweitens, weil sie engbrüstig war.

Als Myriel seinen Einzug in Digne hielt, wurde er mit den üblichen hohen Ehrungen, gemäß den kaiserlichen Dekreten, laut denen die Bischöfe im Range unmittelbar den Brigadegenerälen folgen, in dem bischöflichen Palast installiert. Der Maire und der Präsident machten ihm zuerst ihre Aufwartung, und er seinerseits besuchte zuerst den General und den Präfekten. Dann, nachdem die Installation voll-

zogen war, wartete die Stadt, wie ihr neuer Bischof seines Amtes walten würde.

II. Herr Myriel wird der Herr Bischof

Bienvenu

Der bischöfliche Palast in Digne lag neben dem Hospital. Es war ein großes, schönes Gebäude, das zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Henri Puget, Doktor der Theologie und 1712 Bischof von Digne, errichtet worden war. Alles in diesem wahrhaft fürstlichen Schloss war in großem Stile angelegt: die Wohnzimmer des Bischofs, die Säle, die Kammern, der große Ehrenhof nebst den Wandelgängen, die sich, von altflorentinischen Arkaden überwölbt, um ihn herumzogen, die mit herrlichen Bäumen bepflanzten Gärten. In dem Speisesaal, einer langen und prachtvollen Galerie, die im Erdgeschoss gelegen war und sich nach den Gärten hinaus öffnete, hatte einst Henri Puget sieben hohe Würdenträger der Kirche feierlichst bewirtet. Die Bildnisse dieser sieben ehrfurchtgebietenden Prälaten schmückten den Saal, und das denkwürdige Datum, der 29. Juli 1714, war mit goldnen Buchstaben auf einer weißen Marmortafel eingegraben.

Das Hospital war ein enges, niedriges, einstöckiges Haus mit einem kleinen Garten.

Drei Tage nach seiner Ankunft besichtigte der Bischof das Hospital. Nach Beendigung der Visitation ließ er sofort den Direktor zu sich bescheiden.

»Herr Direktor, redete er ihn an, wie viel Patien-

ten haben Sie gegenwärtig?»

»Sechszwanzig, Ew. Bischöfliche Gnaden.«

»Soviel habe ich auch gezählt«, bemerkte der Bischof.

»Die Betten«, hob der Direktor wieder an, »stehen recht dicht aneinander.«

»Das ist mir auch aufgefallen.«

»Statt Säle haben wir nur Stuben, die schwer zu lüften sind.«

»Das scheint mir auch so.«

»Und fällt einmal ein Sonnenstrahl in den Garten, so ist er zu klein, die vielen Rekonvaleszenten zu fassen.«

»Das habe ich mir auch gesagt.«

»Wenn Epidemien umgehen, wie z.B. dieses Jahr der Typhus und vor zwei Jahren Friesel und Schweißfieber, haben wir bisweilen an die hundert Kranke und wissen dann nicht, wo wir mit ihnen hin sollen.«

»Der Gedanke ist mir auch in den Sinn gekommen.«

»Aber allen diesen Übelständen ist nun einmal nicht abzuhelfen«, sagte der Direktor. »Man muss sich fügen.«

Dieses Zwiegespräch fand in dem Speisesaal des Erdgeschosses statt.

Der Bischof schwieg einen Augenblick und wandte sich dann wieder an den Direktor mit der hastigen Frage:

»Herr Direktor, wie viel Betten, meinen Sie, würde wohl dieser Saal allein schon fassen?«

»Der Speisesaal Ew. Bischöflichen Gnaden?« rief

der Direktor in maßlosem Erstaunen.

Der Bischof überschaute den Saal und schien mit den Augen Messungen anzustellen.

»Zwanzig Betten würden hier wohl Platz finden«, flüsterte er leise, als spreche er für sich. Dann, zu dem Direktor gewendet, fuhr er laut fort:

»Ich will Ihnen was sagen, Herr Direktor. Es liegt offenbar ein Irrtum vor. Ihr seid sechsundzwanzig Menschen in fünf bis sechs winzigen Zimmerchen. Unserer sind hier drei, und wir haben Platz für sechzig. Da liegt ein Irrtum vor, sage ich Ihnen noch einmal. Sie haben meine Wohnung, und ich die Ihrige. Geben Sie mir mein Haus wieder. Sie gehören hierhin.«

Am folgenden Tage waren die sechsundzwanzig armen Kranken in dem Palast des Bischofs untergebracht und der Bischof in das Krankenhaus übergesiedelt.

Myriel hatte, da seine Familie durch die Revolution ruiniert war, kein Vermögen. Seine Schwester bezog eine Leibrente von fünfhundert Franken, die seiner Zeit im Pfarrhause für ihre persönlichen Bedürfnisse ausgereicht hatten. Myriel erhielt vom Staate als Bischof ein Gehalt von fünfzehn Tausend Franken. Über diese Summe verfügte Myriel laut einer von ihm selber aufgestellten Rechnung, deren Original uns vorliegt, ein für alle Mal folgendermaßen:

| Ausgaben für meinen Haushalt. | - | - |
|--|--------|---------|
| Für das kleine Seminar | 1500 | Franken |
| Für die Missionskongregation | 100 | „ |
| Für die Lazaristen zu Montdidier | 100 | „ |
| Für das Seminar der auswärtigen Missionen in Paris | 200 | „ |
| Für die Kongregation des Heiligen Geistes | 150 | „ |
| Für die religiösen Anstalten im Heiligen Lande | 100 | „ |
| Für die Frauenvereine zur Unterstützung armer Wöchnerinnen | 300 | „ |
| Für den Verein in Arles außerdem noch | 50 | „ |
| Für die Verbesserung der Gefängniseinrichtungen | 400 | „ |
| Zur Unterstützung und Befreiung Gefangener | 500 | „ |
| Für die Befreiung von Familienvätern aus dem Schuldgefängnis | 1000 | „ |
| Zuschuss zu den Gehältern der armen Schullehrer der Diözese | 2000 | „ |
| Für das Getreidemagazin der Oberalpen | 100 | „ |
| Für die Kongregation der Damen von Digne, Manosque und Sisteron zur Erteilung von unentgeltlichem Unterricht an bedürftige Mädchen | 1500 | „ |
| Für die Armen | 6000 | „ |
| Für meine persönlichen Ausgaben | 1000 | „ |
| - | - | ----- |
| Summa | 15.000 | Franken |

An dieser Einrichtung »seines sogenannten Haus-

haltes« änderte er nichts, so lange er den Bischofsitz zu Digne inne hatte.

Dieser Anordnung unterwarf sich auch Fräulein Baptistine ohne den geringsten Widerspruch. Für diese fromme Dame war Myriel nicht allein ihr Bruder, sondern auch ihr Bischof, ein Freund, den die Natur ihr zugesellt, und ein Vorgesetzter, den die Kirche ihr übergeordnet hatte. Sie brachte ihm nur Liebe und Ehrfurcht entgegen. Allen seinen Worten pflichtete sie bei; was er tat, hieß sie gut. Nur die Magd, Frau Magloire, murrte ein wenig. Hatte doch, der Herr Bischof, – wie aus der oben angeführten Rechnung erhellt, – sich nur tausend Franken vorbehalten, was mit Fräulein Baptistines Pension fünfzehn Hundert Franken jährlich ergab. Mit diesen fünfzehn Hundert Franken bestritten die beiden Frauen und der alte Herr ihren ganzen Lebensunterhalt.

Und wenn ein Dorfpfarrer nach Digne kam, brachte es der Bischof noch fertig ihn anständig zu bewirten, dank Frau Magloires großer Sparsamkeit und Fräulein Baptistines weiser Haushaltungskunst. Eines Tages – er war damals seit etwa drei Monaten in Digne – sagte der Bischof: »Meine Einkünfte wollen doch gar nicht recht zulangen!«

»Das wollte ich meinen! rief Frau Magloire. Wenn Bischöfliche Gnaden sich wenigstens noch das Geld auszahlen ließen, das Ihnen das Departement als Vergütung für Equipage² und Reiseunkosten schuldig ist. Die Vorgänger Ew. Bischöflichen Gnaden haben's doch immer so gehalten!«

»In der Tat, Sie haben recht, Frau Magloire«, stimmte ihr der Bischof bei und reichte ein Gesuch bei der Stadtverwaltung ein.

Der Generalrat zog auch das Gesuch in Erwägung und warf einen Posten von dreitausend Franken jährlich aus, als Vergütung der Unkosten, die der Herr Bischof für seine Equipage in der Stadt und für seine Reisen mit der Post zu bestreiten habe.

Natürlich erhoben die Freidenker ein Zetergeschrei und ein Senator namentlich, ein ehemaliges Mitglied des Rates der Fünfhundert, der dem Staatsreich vom 18. Brumaire zugestimmt und von Napoleon ein bei Digne gelegenes großes Gut als Dotation erhalten hatte, erließ an den Kultusminister Bigot de Préameneu einen entrüsteten Schreibebrief, dem wir folgende Zeilen entnehmen:

»Wozu eine Equipage in einer Stadt, die keine viertausend Einwohner hat? Und Unkosten für Rundreisen? Was sollen denn solche Rundreisen für einen Zweck haben? Und wie reist man denn per Post in einem Gebirgslande? Wir haben hier ja überhaupt keine Chausseen. Man reist hier nur zu Pferde. Kaum dass die Brücke über die Durance bei Chateau-Arnoult ein Ochsenfuhrwerk tragen kann! Aber so sind die Priester alle! Geldgierig und geizig. Der hier hat sich Anfangs auf den Heiligen ausgespielt. Jetzt macht er's wie die anderen. Er muss in einer Equipage fahren und in einer Postkutsche reisen! Er braucht Luxus wie die Bischöfe des alten Regime. O über dieses Pfaffengeschmeiß! Glauben Sie nur, Herr Graf, ehe uns der Kaiser die Schwarzrö-

cke nicht vom Halse schafft, werden die Zustände nicht besser. Nieder mit dem Papst! (Frankreich stand damals mit Rom auf gespanntem Fuße). Ich für mein Teil bin dafür, dass Cäsar allein regiert. U.s.w. U.s.w.«

Desto mehr freute sich Frau Magloire.

»So ist's recht, sagte sie zu Fräulein Baptistine. Se. Bischöfliche Gnaden haben bis jetzt nur für andere gesorgt, aber schließlich haben Sie doch endlich auch an sich denken müssen. Die Armen sind nun versorgt, und die dreitausend Franken bleiben für uns. Es war auch Zeit, dass wir was kriegten!«

An dem Abend desselben Tages stellte der Bischof wieder eine Rechnung auf und gab sie seiner Schwester. Sie lautete folgendermaßen: